

TRAUMSTÜCK

Woher der Wind weht

Über eine besonders wertvolle Wetterfahne **VON LISA ZEITZ**

Folk Art ist ein beliebtes amerikanisches Sammelgebiet: Hier verschmelzen patriotische Neigungen mit der Freude an den originellen Kreationen autodidaktischer Künstler. Die Preise für außergewöhnliche Stücke sind oft erstaunlich hoch. 500 000 bis 700 000 Dollar laut die Schätzung für eine Wetterfahne aus getriebenem Kupferblech und Zink, die um 1900 von unbekannter Hand geschaffen wurde und am 23. Januar bei Sotheby's in New York versteigert wird. Das schöne Stück stammt aus der Sammlung von Stephen und Petra Levin, einem amerikanischen Getränkegroßhändler und seiner deutschen Frau. Sie haben jetzt rund einhundert Objekte eingeliefert, die einst ihr Landhaus in Vermont bevölkerten, darunter Karussellpferde, Paradehüte von Feuerwehrleuten, geschnitzte Adler und handgenähte Flaggen.

Besonders charmant ist eine Wetterfahne. Eine Golferin hält ihren Schläger hoch erhoben und vereint in ihrer strammen Gestalt Konzentration und Leichtfüßigkeit. Ihr Gesicht gleicht dem einer antiken Venusstatue. Weniger klassisch sind ihre Proportionen, die kleinen Hände, die Arme und die puppenhaften Füße. In den USA wurde Golf im späten 19. Jahrhundert populär. Den ersten Golfclub für Frauen gibt es seit 1894 in New Jersey. Um die Jahrhundertwende wurden die Golfe-



Auf bis zu 700 000 Dollar wird diese Wetterfahne (um 1900) geschätzt

rinnen Margaret und Harriot Curtis, Schwestern aus Massachussets, berühmt. Es könnte sein, dass die Wetterfahne sogar eine der beiden darstellt. Man kann sich gut vorstellen, wie die blecherne Figur einst ein Haus bekrönte, um bei Regen oder Sonnenschein stoisch genau das anzuzeigen: Woher der Wind weht.

Lisa Zeitz ist Chefredakteurin von »Weltkunst« und »Kunst und Auktionen«

WELTKUNST

ZAHL DER WOCHE

137

... Aussteller werden vom 23. bis 31. Januar auf der 1956 gegründeten Brüsseler Kunst- und Antiquitätenmesse Brafa erwartet – so viele wie noch nie. 18 Teilnehmer sind erstmals dabei, darunter Brueghel-Spezialist De Jonckheere aus Paris, Antikenhändler Günter Puhze aus Freiburg und Frank Landau, der Kunst und Design des 20. Jahrhunderts aus Frankfurt am Main mitbringt.



Foto: Michael Dannermann für DIE ZEIT, Sotheby's New York (L)

»Handle with care«: Klaus Hillmann im Lager seiner Kunstspedition Tandem bei Köln

Niemals stürzen ...

Kunst macht viel Arbeit, vor allem wenn sie auf Reisen geht. Ein Porträt des Kunstspediteurs Klaus Hillmann **VON ANNA V. MÜNCHHAUSEN**

Ein heikler Fall, dieses Elfenbeintürmchen. Man brauchte nur hinzusehen, da wäre es beinahe schon auseinandergefallen, das 52 Zentimeter hohe Objekt aus dem Jahr 1813 – mit etlichen, auf mehreren Etagen arrangierten Vasen, Girlanden, Blüten, jede davon fragil, kippbereit und völlig ungeeignet, um von Nürnberg zu einer Londoner Auktion zu reisen. Aber da sollte es hin, auf schnellstem Weg. »Wir wurden gefragt: Bekommen Sie das hin?«

Wer Klaus Hillmann so etwas fragt, muss damit rechnen, sein technisches wie pragmatisches Know-how kennenzulernen. »Da haben wir ein Holzgehäuse drum herum gebaut, das Türmchen Kranz für Kranz von den Seiten her gestützt.« Und tatsächlich – in London angekommen, war das Objekt unversehrt und so komplett wie präsentabel.

Von Karl Valentin stammt die Behauptung: »Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit.« Wenn es jemanden gibt, der diese Aussage bestätigen kann, und das seit drei Jahrzehnten, dann ist es Klaus Hillmann. In der überschaubaren Branche jener Unternehmen, die Kunst quer durch Deutschland, quer durch Europa und auch mal nach Amerika oder China transportieren, ist seine Firma Tandem bekannt, und große Konkurrenten wie Hasenkamp oder Brandl respektieren ihn. In den siebziger Jahren lautete ein lockerer Spruch unter Galeristen bei Transportfragen: »Firma Hasenkamp, wenn es teuer sein darf, und zu Firma R., wenn es kaputtgehen darf.« Heute sagt der Hamburger Kunsthändler Thole Rotermund: »Die Tandem-Leute nehmen Bilder und Grafiken anders in die Hand. Ich arbeite am liebsten mit ihnen.«

Das hat damit zu tun, dass bei Tandem die meisten Fahrer, Disponenten und Restaurateure in Teilzeit arbeiten – nebenbei sind sie freie Künstler, betreiben Tonstudios oder schreiben, so wie Disponent Rolf Wirtz, der einen Florenzführer verfasst hat. Somit haben sie einen besonderen Blick für das Gut entwickelt, mit dem sie umgehen. Sie packen zu, aber mit zarter, kundiger Hand. Darüber hinaus – und das hebt die Stimmung – profitieren sie von Kontakten und Gesprächen, die sich en passant auf den Touren ergeben, mit Sammlern oder Kunsthändlern. Es geht von Grisebach in Berlin zum Sammler X nach München, von Van Ham in Köln zum White Cube in London, regelmäßig auch nach Paris zu Pierre Bergé & Associés und zum Dorotheum nach Wien.

Ein Gewerbegebiet in Frechen bei Köln, an einem Freitagnachmittag im Dezember. Noch ist die riesige Lagerhalle leer, bald kehren die tandemtypischen, aus Sicherheitsgründen ohne Firmenlogo fahrenden 3,5-Tonner zurück – und dann wird abgeladen, was in London, Paris oder München eingesammelt wurde, vom Barockteppich bis zum Beuys. Dann brummt der Laden, und man tauscht sich aus, über den Verkehr, über nervöse Sammler oder prekäre Aufträge. Mittendrin Klaus Hillmann, der Chef. Groß gewachsen, fliehende Stirn, markante Nase. Man kann sich den gerade noch 59-jährigen Unternehmer ruhig vorstellen als eine Art Alt-Sponti aus der Kölner Galeristszene jener legendären siebziger Jahre.

Besonders einzigartig war damals Der Spiegel, die Galerie von Hein und Eva Stünke. Auf dem Weg zum Bahnhof schauten zum Plaudern vorbei Leute wie Hann Trier, der Informel-Künstler, Professor Pontus Hultén, der Ausstellungsmacher, der Galerist Paul Maenz oder der Fotograf Benjamin Katz. Klaus Hillmann hörte zu. Nach seiner Lehre in der Lengfeldschen Buchhandlung war er Spiegel-Assistent und eine Art Mädchen für alles; verpackte, lieferte aus, brachte neue Arbeiten zum Rahmen in die Eifel. »Das war ein unendliches Lernen mit Stünkes, und ich war neugierig wie ein junger Hund.«

Lange her, das alles. Hillmann klappert mit dem Schlüsselbund, schaut in der Schreinerei vorbei, wo großformatige Rahmen und Kisten gebaut werden. Gibt an einer Tastatur den Code für eine weitere Lagerhalle ein, erklärt einen Frachtbrief, um kurz darauf zu schildern, wie eine monumentale, aus Messing und Aluminium gefertigte Skulptur von Richard Lippold aus dem Frankfurter Turm der Deutschen Bank geholt wurde. Es dauerte elf Tage.

Kunst muss reisen, um ihr Publikum zu finden, das ist eine Art Lebenszweck. Aber wenn Kunst reist, ist Sorgfalt notwendig. Der Eigentümer, die Galerie, das Museum – alles barmt und bangt, was unterwegs passieren könnte. Temperaturschwankungen. Erschütterungen. Feuchtigkeit. Leinwände können reißen. Farbaufträge splintern, Risse entstehen. Bei Skulpturen: Sturzgefahr. *Handle with care!* Vorsicht, Kunst! Tandems Kunden sind Galerien, Sammler und Großkunden wie E.on, Deutsche Bank – Museen eher selten, sie müssen ihre Aufträge europaweit ausschreiben. Doch gleichgültig, für wen und wohin – jede Reise ist ein Abenteuer.

»Unsere Arbeit fängt an, wenn wir das Bild vom Nagel nehmen. Wir verpacken alles selbst.« Darauf

besteht die Versicherung. Viel hängt ab vom Maß, Umfang und Gewicht des Objekts. Es gibt Standards wie das »Pariser Format«, 130 mal 160 Zentimeter – derlei lässt sich gut bewegen, eingeschlagen in Luftpolsterfolie, gesichert vom Holz-Transportrahmen, hinein in einen luftgedephten, klimatisierten Transporter und ab damit. Für die von rheinischem Frohsinn geprägte Art, die zum Betriebsklima gehört, spricht auch die Terminologie, mit der Formate per Zuruf charakterisiert werden: Ein »Fuzzi« für ein kleines Bild, das noch in einen Karton passt. Ein »Fenster«, so heißt das Maß zwischen 50 und 100 Zentimeter, »eine Tür« für schlanke Bilder bis zu 200 Zentimeter, und »ein Bett« für breitere Formate, also 150 bis 200 Zentimeter. Mitunter sollen »Ehebetten« mitgenommen werden.

Kunstwerke, die einen Millionenwert darstellen, verlangen nach einer Klimakiste, maßgefertigt aus Fichtenholz. Ihr Innenleben: ausgeschlagen mit dickem Filz, dazu hygroskopische, die Feuchtigkeit regulierende Kokosfaserplatten, plus Polyurethanplatten zur Wärmedämmung. Obendrauf sitzt häufig ein rotes Glasröhrchen, das meldet, ob die Kiste während des Transports gestürzt oder hart aufgesetzt worden ist. Dass das Messinstrument unbeschädigt bleibt, wird bei jeder Übergabe kontrolliert.

Im Materiallager wartet meterweise Kantenschutz aus blauem Styropor in allen Längen und Stärken, dazu Fettpapier für frisch aus dem Atelier abgeholte, langsam trocknende Ölgemälde und säurefreies Pergaminpapier für Grafik. »Luftgedephter Transporter, Klimaschutz et cetera, das ist heute alles Standard«, sagt Hillmann. Es sind von den Versicherungen verlangte Schutzvorkehrungen, deren Sinn nicht immer einleuchtet. »Man darf nicht vergessen, unter welchen Bedingungen Kunst hergestellt wurde und wird: Kein 30-jähriger Künstler hat doch ein klimatisiertes Atelier.« Zu Anfang, als Hillmann noch mit seinem ersten Transporter, einem alten Opel Bedford, durch Europa cruiste, war alles simpel, und wenn ein großes Format eben nur schräg in den Laderaum passte, war gerade noch genug Platz für den Tandem-Fahrer, um darunter zu schlafen. Manddeckung pur. Ein bisschen Nostalgie darf sein: »Als ich anfing, haben mir Thomas Ruff und Martin Kippenberger selbst geholfen, ihre Arbeiten zu verladen. Sie – oder auch ihre Galeristen – hatten kein Geld, einen zweiten Mann zu bezahlen. Wenn jetzt festgelegt werden soll, immer zu zweit vorzufahren – wer wird denn dann den Kippenberger von morgen bedienen?«

Und wie steht es mit Hillmann, dem Sammler? Am liebsten stellt er das, was ihm gerade gefällt, schräg an die Wand, was ein bisschen suggeriert, es könnte auch gleich wieder abgeholt werden. Einiges darf hängen: Mehrere Arbeiten von Günther Förg, ein frischer Horst Münch und die laut Hillmann zu Unrecht weitgehend unbekannt Dorothea Bode.

Kürzlich war viel davon die Rede, das im November vom Kabinett verabschiedete Kulturgutschutzgesetz habe für Unruhe unter Sammlern gesorgt und der Transportbranche reichlich Aufträge beschert. Schnell, schnell ins Ausland, ehe der Baselitz, der Dix oder der Carl Blechen womöglich auf der Liste nationalen Kulturguts landet. Kunst im Wert von 100 Millionen Euro sei bereits aus Deutschland »abgeflossen«, so Henrik Hanstein

ANZEIGE

(Lempertz). Gerade kurz vor den Feiertagen sollten zwar noch dringend zwei größere Arbeiten nach London gebracht werden, doch ansonsten hat Hillmann keinerlei hektische Aktionen bemerkt. Den dennoch Besorgten erteilt er einen guten Rat: »Überschätzt eure Sammlungen nicht. Nur weil etwas 500 000 Euro gekostet hat, ist es noch nicht nationales Kulturgut.«